

Grundfragen zum Frieden.

Nach den langen Kriegsjahren und den schweren Opfern tritt die Sehnsucht nach Frieden hervor. In vielen Kreisen unseres Volkes verbindet sich damit eine falsche Hoffnung. Man glaubt, daß alle Schwierigkeiten des Verkehrs und der Volksernährung mit Eintritt des Friedens sofort behoben sind. Die einfache Überlegung läßt erkennen, daß dies unmöglich ist. Die Lebensmittelknappheit hält die Gemüter am meisten und unmittelbar befangen. Man fragt sich nicht, woher der Zuwachs an Lebensmitteln bei Friedensschluß plötzlich kommen soll. Alle Völker leiden an dem Mangel an Nahrungsmitteln, manche unter ihnen sogar viel empfindlicher als wir. Von außen ist daher keine höhere Einfuhr zu erwarten, als sie jetzt schon erfolgt. Wir bleiben also auf die eigenen Erträge angewiesen. Sie können erst zunehmen mit der neuen Ernte. Aber auch dann tritt noch keine gründliche Änderung ein. Wir müssen weiter haushalten, um durchzuhalten. Erst wenn nach Eintritt des Friedens eine geordnete Bewahrung mit allen Hilfsmitteln der Landwirtschaft wieder möglich ist, kann auf eine gründliche Besserung gerechnet werden.

Wenn unsere Feinde als Ziel ihres Ringens die Vernichtung der Monarchie und des Militarismus hinstellen, so handeln sie von ihrem Standpunkt aus ganz folgerichtig. Sie wissen, daß diese beiden Kräfte die Grundlagen für die Größe des Deutschen Reiches sind. Daher greifen sie sturpellos zu allen Mitteln. Sie suchen in Deutschland Zwietracht zu säen. Den unheilvollen Teilen des Volkes wollen sie einreden, daß Monarchie und Militarismus die wahren Feinde der eigenen Freiheit seien. Es ist bedauerlich, daß mancher Deutsche ihnen dabei unbewußt Handlangerdienste verrichtet. Verschlossene Träume von Freiheit verdunkeln die Erkenntnis der feindlichen Mächtschaften. Während die Gegner den Militarismus bei uns vernichten möchten, sind sie bemüht, ihn bei sich selbst aufzurichten. Das sollte einen jeden zum Nachdenken veranlassen.

Ebenso unklare Vorstellungen führen zu der Forderung eines Friedens ohne Entschädigung. Man glaubt den Feind verschlinglich zu stimmen und den Anlaß zu künftigen Kriegen fortzuräumen. Man glaubt, der solchen Glaubens ist, mag ein guter Mensch sein, aber sicher ist er kein Menschen- und Geschichtskenner. Es ist ein unfähiger Gedanke, daß erbitterte Gegner mit allen Mitteln der Vernichtung sich bekämpfen, töten und verderben, um als einziges Ziel zu dem Ergebnis zu kommen, nun wollen wir alles vergessen, uns die Hände reichen, und alles ist wieder gut. In solcher Verlegenheit kann nur ein weltfremder Deutscher kommen. Da sehe man Franzosen und Engländer an! Wir übergehen die unnötigen Forderungen der feindlichen Tagesstimmen und führen nur den ernsthaften Bericht des Deputierten Dußenil über das Entschädigungsproblem an. Er jagt, man müsse Deutschland einen Teil der Lasten auferlegen. Kompensationen in Form der Abtretung der Bergwerke des Saargebietes und der Kontrolle über die Zölle, Eisenbahnen, Erz- und Kohlengruben und andere nationale Domänen des Feindes seien nötig, um ein Pfand für die jährlichen Schuldzahlungen in der Hand zu haben. Auch seien alle fortgenommenen Geräte, Maschinen, Stoffe und Waren zurückzurufen und die Handelsschiffe auszuliefern.

In England und auch in Amerika macht sich neben den eigennütigen Bestrebungen noch ein merkwürdiger Unterton geltend, der in dem unchristlichen Frankreich aus erklärlichen Gründen nicht mißlingt. Die Staatsleiter haben es dort verstanden, in weiten Kreisen die Vorstellung zu erwecken, als sei die Vernichtung Deutschlands ein gottgewolltes Werk und bedeute den Sieg des wahren Christentums. Eine wahre Karikatur, wenn man die Erreger dieser Bewegung und ihre Stellung zum Christentum ansieht.

Es ist eine falsche Vorstellung, daß Deutschland Entlagen die Feinde verfühlen könnte. Die Gründe der Gegenseite bleiben bestehen. Was hat die schonende Behandlung Frankreichs nach Abschluß der Napoleonischen Zeit genutzt?

Seine Rache hat es nicht vergessen und bei gegebener Gelegenheit gefühlt. Von den alten Gegnern hat es sich an den Russen in der Krim, an den Österreichern in Italien gerächt. Bei Preußen-Deutschland ging die Sache 1870/71 schief. Daher sieht sie jetzt wieder auf dem Programm. Wir müßten Narren sein zu glauben, daß wir durch Nachgiebigkeit Feindschaft in Freundschaft wandeln könnten. Das widerspricht jeder geschichtlichen Wahrheit. Nur der eigene Vorteil und die Notwendigkeit leitet die Völker. Aber viele Deutsche wollen dies nicht begreifen. Jetzt ist die Stunde, wo Deutschland für sich sorgen kann und muß, um neue Lebensbedingungen zu schaffen, daher kein Frieden ohne Entschädigung! Gewiß hängt die Feststellung unserer Forderungen letzten Endes vom Ausgang der Waffenentscheidung und von der politischen Gemutlage ab. Aber die einseitige Forderung nach einem Frieden ohne Entgelt greift ihnen vor. Deshalb ist auch das eine Täuschung, daß die Forderung von Kriegsgewinn den Krieg verlängert und ein Verzicht ihn abkürzt. In dem Maße, wie unsere Forderungen abnehmen, wachsen die der Feinde und damit auch ihre Tätigkeit.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Die mißglückte Offensive.

Die Militärkriter der holländischen Blätter kommen bei ihren Darlegungen über die Kriegslage durchweg zu dem Urteil, daß die Frühjahrsoffensive der Verbündeten beendet und angeht. Die außerordentlichen Opfer, der riesigen Vorbereitungen und der geringen Ergebnisse sowohl in strategischer wie in taktischer Hinsicht als gescheitert angesehen werden muß. Auch andere neutrale Blätter sind derselben Ansicht. So schreibt das Kopenhagener Blatt „Politiken“: Zweifellos hatten die Verbündeten die deutsche Materie sprengen zu können. Die von deutscher Seite veröffentlichten Dokumente beweisen das und auch Welles Abgang deutet darauf hin, daß die Erwartungen nicht erfüllt wurden. Wieder hat die Verteidigung sich, wie schon so oft in diesem Kriege, als zu stark erwiesen. Ohne Zweifel haben die Engländer und Franzosen in diesem Frühjahr das Aukerke an Material und Menschen ausgegeben, um den Feind zu schlagen. Aber selbst, wenn namentlich die Engländer eine überlegene Artillerie hatten, die der Infanterie ihre Angriffe erleichterte, so müßten die Angreifer an Menschenleben doch das bezahlen, was ein Angriff gegen Maschinengewehre und einen wohlgeübten und zähen Feind nun einmal kostet. Vielleicht werden die Engländer und Franzosen nach Aufhebung ihrer Meeresblockade in diesem Jahre ebenso fortsetzen wie im vorigen Jahre an der Somme, doch ist ein Durchbruch nur sehr wenig wahrscheinlich.

13 000 Schiffbrüchige in England.

„Daily Telegraph“ schreibt unter völliger Außerachtlassung der zuverlässigen Erklärungen von Lord George: Der Krieg gegen unsere Handelsflotte geht von Woche zu Woche in einem Schritt weiter, der zwar etwas langsamer als vormals, aber dennoch hinreichend bedenklich ist. Ein die Überfahrt „Tauchbootgefahr“ tragender Anruf der Gesellschaft für Schiffbrüchige erfuhr um Zehntausenden unter der Angabe, daß in der Zeit vom Jahresbeginn bis zum 25. Mai von ihr nahezu 13 000 an der Küste Englands gelaufene Schiffbrüchige unterstützt wurden.

Die russische Offensive.

Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ beschäftigt sich mit den auch in der deutschen Presse aufgetauchten Gerüchten über eine bevorstehende russische Offensive. Das Blatt hält es von politischen und militärischen Standpunkt aus gesehen für durchaus richtig, daß Deutschland den östlichen Gegner während der dortigen inneren Vorgänge in den letzten Monaten völlig in Ruhe gelassen hat, da voraussichtlich ein An-

griff von außen her die Uneinigkeit Rußlands wohl beibehalten und es zu neuen militärischen Anstrengungen aufgefordert haben würde. Eine neue Offensive der Russen hält das Blatt für noch nicht möglich, da zur Wiederherstellung der Disziplin erst die allernotwendigsten Schritte unternommen werden konnten und auch die geregelte Anbahnung für das Heer noch keineswegs gesichert erachte. Die Nachrichten aus Rußland scheinen die Möglichkeit dieser Anschauung zu bekräftigen. Nach russischen Blättern hat am 28. Mai der letzte Tag für die allgemeine Stellung aller Fahnenflüchtigen ab. Nur ein unbedeutender Teil hat sich an die Front zurückgegeben oder den Militärbehörden zur Verfügung gestellt. Der größte Teil hat sich nach wie vor in der Heimat auf. Obgleich die Regierung strenge Maßregeln zu ergreifen sucht, steht sie dieser Bewegung im allgemeinen doch machtlos gegenüber.

Bluff und Wirklichkeit.

Begeisterung ist immer ein schlechter Berater und Beurteiler. Immerhin ist sie auch die Quelle aller großen Taten. In Amerika aber ist sie nur die Quelle großer Worte gewesen. Als die Ver. Staaten in den Krieg eintraten, hörte man von allen Seiten die Millionen und Milliarden reden. 1000 Holzschiffe werden für die Versorgung der neuen Bundesgenossen als Truppmittel gegen die deutschen U-Boote gebaut! Drei Millionen Mann bringt Amerika auf die Beine und wirft sie an Deutschlands Ost- und Westfront! Milliarden werden Frankreich geschenkt, andere dem Vierverband zu fantastischen Bedingungen geliehen! So flogen die Enten über den großen Teich und die Vierverbandspresse stieß über vor Entzücken, Jubel und Wonne.

Wer Getreide liefert, hilft uns siegen!

Landwirte, die Kraft der Feinde erlahmt!
An Euch ist's, den Sieg zu vollenden:
Liefert Getreide ab, und zwar sofort. Wir brauchen es dringend!

Aber die harte Wirklichkeit hat dem eckel amerikanischen Bluff schnell ein Ende gemacht. Frankreich hat Geld nur zu üblichem Zinsfuß erhalten, der Geldmarkt für „fremde“ Anleihen ist geipert, die Verbündeten haben vorläufig nur Geld zur Deckung ihrer Bedürfnisse aus Amerika erhalten, die 1000 Holzschiffe werden nicht gebaut und die Millionen, die an Rußlands und Frankreichs Front den Krieg entscheiden sollten, sind ein wenig schwer anzutreiben. Vorläufig ist das Ergebnis der freiwilligen Rekrutierung mäßig. Insgesamt haben sich seit dem 1. April etwa 120 000 Mann für Heer und Flotte zusammen gemeldet, wobei in Betracht zu ziehen ist, daß ein erheblicher Teil der Meldungen aus guten bürgerlichen und akademischen Kreisen stammt und unter der Einwirkung der ersten Begeisterung erfolgte. Nachdem nun die englisch-französische Mission abgereist ist, gewinnen die Ansichten der leitenden Militär- und Marinekreise, die sich nicht nur der Entsendung ungeschulter Mannschaften, sondern auch eines so starken Expeditionskorps widersetzen, wieder die Oberhand. Generalissimo Wood verlangt die Zurückhaltung der Regularien als Rahmen für eine neue Armee, und insbesondere Admiral Fiska verheißt nicht, daß es unmöglich sei, mit den durch eine maßlose Propaganda geweckten Erwartungen bezüglich der Kriegsergebnisse Amerikas Schritt zu halten.

Die plötzliche Abwendung vom Bau einer grandiosen Holzschiffflotte zu Stahlgeschiffen ist ebenfalls bezeichnend. Der Bericht des Präsidenten des United States Shipping Board Denman hatte nämlich ausgeführt: Der Bau von Holzschiffen könnte erst im Oktober beginnen, man müßte grünes Holz verwenden, und die Schiffe würden nur ungefähr 15 Jahre Lebensdauer haben. Mehr als 200 000 Tonnen Schiffsraum monatlich seien nicht herzustellen.

Dingen ist es mein sehnlicher Wunsch, daß du deinem Vater Ehre machst. Er hat mir einer Wohlans Herz gelegt, und ich will es fördern, so gut ich kann. Dazu gehört aber, daß ich mein Vermögen nicht verschwendend in alle Winde streue. Ich habe es auch zu schwer erworben, um es zu tun. Und ich mache es ganz von eurem Betragen abhängig, ob und wie ich euch einmal in meinem Testament bedenken werde.“

Hans prägte sich die Beobachtung ein, daß Tante Friede energisch sein konnte, und nahm sich vor, ihr Mißfallen in keiner Weise zu erregen. Ihre ganze Art imponierte ihm gewaltig und daß sie so schlanke ohne Feilschen den Zuschuß bewilligte und ihn sogar noch um avanzig Mark erhöhte, erweckte sogar etwas wie Wärme und Dankbarkeit in seiner Brust.

Er küßte ihr die Hand und stattete seinen Dank voll ehrlicher Herzlichkeit ab. Friede nickte ihm zu, freundlich und mit einem hellen, klaren Lächeln. Der eckel Ton in seinem Wesen, der sich bemerkbar machte, freute sie. So unheimlich wie Ellen war ihre Hans überhaupt nicht. Bei einem Manne berührt oberflächliche Verzenstühe wohl nicht so unangenehm wie bei einer Frau.

Nun wandte sich Friede an ihre Schwester. „Du wirst, da ich für Hans den Zuschuß bestreite, die Pension, die du bezieht, für dich allein verbrauchen können. So lange deine Töchter noch bei dir bleiben — ich meine, bis sie sich einmal verheiratet, zahle ich dir noch jährlich zweitausend Mark zu. Ich denke, dann kannst du auskommen, Lizzi, nicht wahr?“ Nach Friedes Noblesse Hans gegenüber hatte

Das hat sehr erquickend gewirkt. Die Begierde hat im Zusammenhang mit dieser Tatsache eine Milderung verbreiten lassen. Binnen kurzer Zeit 70 der Beichagnahmen deutschen Dampfer verwendungsfähig zu machen.

Unter solchen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß sehr schnell eine allgemeine Ermüdung eintrat. Sie gibt sich am besten kund in dem Ergebnis der sogenannten „Freiheits-Anleihe“, das einfach niederschmetternd ist. Das Publikum nimmt von der Anleihe einfach keine Notiz und überläßt die Beteiligung den großen Banken und Versicherungsgesellschaften. Die Öffentlichkeit lehnt die Anleihe so allgemein ab, daß sogar die Presse darüber als von einer auffälligen Erscheinung berichten mußte. Schatzsekretär Macdoo unternimmt nun einen großen Werbeauftrag, um einen ebengültigen Mißerfolg der Anleihe zu verhindern.

Dazu kommt, daß die Friedensbewegung im Westen des Landes immer weitere Ausdehnung gewinnt und daß mit ihr der Widerstand gegen die Rekrutierung wächst. Mit einem Worte: Das Volk der Ver. Staaten hat gegenüber dem Eintritt in den Krieg einen ganz anderen Standpunkt als in der ersten Begeisterung. Präsident Wilson hat eine schwere Enttäuschung erlebt. Er glaubte, daß Volk durch eine Einlagephrase fortzählen zu können, wie es in Frankreich und Italien den Drahtziehern so leicht, allzu leicht gelang. Er überschätzte die Begeisterungsfähigkeit seiner Landsleute und unterschätzte die Macht des Dollars. So stürzt er vom Wolkenkratzer des Bluffs auf die harte Erde der Wirklichkeit.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Wie verlautet, wird in Reichstagskreisen die Frage einer erneuten Verlängerung der Legislaturperiode des Reichstages erörtert. Ein Teil der Abgeordneten ist der Ansicht, daß eine solche Verlängerung sich aus Zweckmäßigkeitsgründen empfehle. Der gegenwärtige Reichstag, meint man, ist in die einschlägigen Fragen (die mit dem Kriege zusammenhängen) eingearbeitet, er hat auch vor dem Lande die Verantwortung für viele Fragen bereits übernommen. Auch zwischen der Reichsleitung und dem Reichstage besteht hinsichtlich einer Reihe von Fragen ein Einverständnis, so daß ein großer Teil der bereits geleisteten Arbeit nahezu völlig verloren ginge, wenn ein Jahr nach Friedensschluß Neuwahlen stattfinden hätten. Sodann wird behauptet, daß es nicht zweckmäßig wäre, mitten in der Zurückbildung der Kriegs- auf die Friedenswirtschaft, weite Kreise noch in die unermesslichen Aufregungen einer Wahlbewegung zu stürzen. Aus diesen gewichtigen Gründen sei es angebracht, die laufende Legislaturperiode soweit zu verlängern, bis die wichtigsten und dringlichsten gelegentlichen Aufgaben ihre Erledigung gefunden haben.

Wegen der Kriegsschädigung an die Reedereien schweben zwischen den zuständigen Reichs- und Staatsbehörden und den Schiffsahrtsgesellschaften gegenwärtig Unterhandlungen. Über die Form der zu gewährenden Entschädigungen gehen die Meinungen einseitig noch auseinander, so daß mit der Vorlage eines entsprechenden Gesetzentwurfs an den Bundesrat in den nächsten Tagen noch nicht zu rechnen ist. Die Verhandlungen sollen vielmehr noch weitergeführt werden.

Osterreich-Ungarn.

Nach Abschluß der ungarischen Ministerkrise werden die Staatssekretäre Helfferich, Zimmermann und Freiherr v. Aehrenberg in Wien die Verhandlungen über die Zollverträge zwischen Osterreich-Ungarn und der Monarchie beginnen.

Schweden.

Die Vertreter der deutschen sozialdemokratischen Mehrheitsparteien unter Führung Scheidemanns sind in Stockholm angekommen. Sie waren vom Minister Stauning begleitet.

Friede Sörrensen.

12] Roman von G. Courths-Wahlers.

Lizzi setzte ihr alles auseinander, und zwar mit überragender Übersichtlichkeit. Erst hatte sie ein wenig schluntern wollen im Bestreben, die Situation auszumalen, aber da hatte ihr Friede rund heraus erklärt, daß sie auf einen verschleierte Bericht zuzugehen weder Zeit noch Lust habe.

„Entweder du sagst mir alles klipp und klar oder ich muß die Verhandlung abbrechen. Mit einem unklaren Tatbestand kann ich nichts anfassen“, hatte sie ruhig, aber bestimmt gesagt. Da war denn Lizzi zur Einsicht gekommen, daß hier Winkelzüge eher schaden als nützen könnten, und sie bequeme sich zur Wahrheit. Friede hörte aufmerksam zu, machte sich verschiedene Notizen und warf hier und da eine Frage dazwischen. Sie nahm die ganze Angelegenheit streng geschäftlich.

Als sie über Lizzis Verhältnisse im klaren war, wendete sie sich an Hans, dessen Siegesicherheit bei dieser Verhandlung bedenklich ins Wanken gekommen war.

„Nun zu dir, Hans. Wie steht es mit dir? Hast du Schulden? Ich bitte um vollständige Offenheit.“

„Leider kann ich die Frage nicht verneinen, liebe Tante Friede. Mit meinem knappen Zuschuß ist es manchmal nicht zu umgehen. So unvorhergesehene Fälle —“

„Nun, laß die Weißwaisigkeit, Hans. Sag mir kurz und bündig, wie hoch sich deine

Schulden belaufen — aber ohne Verschönerung — ich werde sie nur dies eine Mal bezahlen.“ Hans nannte zögernd eine Summe. Sie war nicht gerade sehr hoch, aber Mutter und Schwester erschrafen doch.

„Hans — mein Gott — soviel Schulden hast du? Das ist ja entsetzlich!“ rief Frau Lizzi entrüstet, ganz vergessend, daß sie mindestens die gleiche Summe ihrer Modistin schulde.

Er zuckte die Achseln. „Ich konnte einfach nicht auskommen.“ Friede hatte kein Wort erwidert, sondern nur die Summe notiert.

„Wieviel hat dir dein Vater Zuschuß gegeben?“ fragte sie ruhig.

Hans nannte den Betrag. „Und wieviel würdest du brauchen, um in Zukunft ohne Schulden auskommen zu können?“ Wieder nannte Hans zögernd eine Summe. Er hätte sie gern ein wenig höher angegeben, aber er hatte das ungemütliche Gefühl, daß Tante Friede ihn durchschaute.

„Deshalb hielt er häufig die Mitte zwischen allzu großer Bescheidenheit und Kühnheit.“

Friede überlegte einen Augenblick, dann sagte sie ruhig:

„Ich will dir diesen Zuschuß gewähren — es soll mir auf 20 Mark mehr im Monat nicht ankommen. Aber merke dir, bitte, ein für allemal, Hans — Schulden darfst du dann nie mehr machen. Höre ich ein einziges Mal, daß du Schulden gemacht hast, dann entziehe ich dir sofort und unweigerlich den Zuschuß. Ich liebe Klarheit in allen Verhältnissen. Vor allen

Lizzi mehr für sich erwartet. Das prägte sich auf ihrem Gesicht aus, obwohl sie sich zu einem dankenden Lächeln zwang. Ellen bezeichnete mit stillen dieses Angebot mit „knietisch“ und war der Ansicht, daß es mit dem berühmten Reichstum der Tante nicht weit her sein könnte.

Friede erriet ungefähr die Gedanken vor Mutter und Tochter. „Es zuckte einen Augenblick wie ein Lächeln um ihren Mund.“

„Natürlich regle ich zuvor deine Verhältnisse“, fuhr sie fort. „Deine Schulden werde ich bezahlen. Und wenn ihr jeden Sommer einige Wochen meine Gäste sein wollt, so könnt ihr während dieser Zeit alle Ausgaben außer der Miete sparen. Auch könnte eine von deinen Töchtern ganz bei mir leben — allerdings gib es bei mir viel Arbeit und wenig Vergnügen. Aber du würdest dann die Ausgaben für eine Tochter sparen und könntest vor allen Dingen eine kleinere Wohnung nehmen. Was meinst du zu diesem Vorhinein, Lizzi?“

Diese überlegte schnell, daß sich ihre Verhältnisse wirklich viel günstiger gestalten ließen, wenn sie nur für eine Tochter zu sorgen hätte. Daß sie lieber Ruth als Ellen fortgeben würde, darüber war sie sofort im klaren.

„Ich glaube, Ruth würde sich gern in irgendeiner Weise bei dir betätigen“, sagte sie hastig. „Sie wollte schon immer gern einmal ihre Kräfte versuchen. Und dann ist sie auch wirklich viel praktischer und tüchtiger als Ellen, die ist auch zu zart und würde dir nicht viel nützen. Nicht wahr, Ruth, du würdest sehr gern zu Tante Friede gehen?“

„Ja, Mama.“ Mehr antwortete Ruth nicht.